

Feuilleton

Die Seele Chinas.

(Schluß)

Sieghafter Mut.

Sch glaube fest an die Macht und Größe der Hoffnung, jeder Mensch lebt in einer doppelten Welt. Er lebt in einer Welt der realen Wirklichkeit und in einer Idealwelt, in einer gegenwärtigen und in einer kommenden. Die wirkliche und gegenwärtige Welt ist mit den Sinnen zu erfassen, die kommende Welt, die Idealwelt, wird von der Hoffnung umspannt. Auch das Gegenwärtige lag einst schwächer in der Vergangenheit und kam zu Gestalt und Wesen, und was die heutige Zeit ahnend birgt, wird einst mit Macht hervorbrechen, jetzt liegt die Zukunft wie ein Keim in der Gegenwart, die Gegenwart aber steht im Elternverhältnis zur Zukunft, das ist der große Unterschied des Menschen vom Tier, und das erhebt die Kulturmenschen über das Barbarentum. Aus der Hoffnung erwächst die Tatkraft, und wenn sie zur Vollendung kommt, steht sie als gefahrtragende Macht da.

So hat jeder heldenhafte Mensch ein leuchtendes Ziel, eine Welt vor sich, die er als seine eigentliche Heimat sieht, in der er weilen möchte. Und wenn seine Hoffnung auch ins Ungeheuerliche und Unbegrenzte geht und sich wie ein Nebelgebilde verliert; der Fuß trägt ihn, den hoffnungsvoll Harrenden, mit jedem Tage seinem Idealbild näher.

Und die Ursache seiner Hoffnung liegt teils in der sich um ihn ausbreitenden Sinnenwelt (in den ökonomischen und sozialen Verhältnissen. Anmerkung des Einsenders), teils in der Idealwelt, nach der er trachtet. Er spart weder Gedankenarbeit noch Schweiß des Antlitzes; er schont weder Hände noch Füße. Warum? Nur um den großen Wechsel zu erleben, wo die jetzige Welt seines Daseins sich in das Gebäude seiner Idealwelt verklärt. Es ist, als ob die Götter zu ihm sprächen: „Wirf dein Leben in die Waagschale, und du wirst ein anderes, höheres Leben gewinnen.“ Und der Preis, um den die Hoffnung sich ihm erfüllt, ist das rückichtslose Einlegen des Lebens in eine große Sache.

Der sieghafte Mut wird aus warmer Wahrhaftigkeit geboren. Sagt nicht einer unierer Weisen: „Ein Weib mag schwach sein, als Mutter ist sie eine Heldin!“ Warum? Weil sie von dem einen Gedanken der Liebe zu ihrem Kinde erfüllt ist. Wie wunderbar! Ein Weib duckt sich ängstlich wie ein schüchtern Vogel, aber mit ihrem Sohne im Arme überschreitet sie tausend Berge und zehntausend Ströme und lüftet die reitenden Tiere, ihre Liebe zum Kinde ist so ganz Feuer und so ganz von Wahrheit und Aufrichtigkeit erfüllt, daß ihr schwacher, hilfloser Charakter verwandelt wird.

Es liegt in der Natur des Menschen, das Leben zu lieben und den Tod zu meiden. Und doch haben unzählige das Leben um der inneren Gerechtigkeit willen, die in ihrer Brust lebte, fahren lassen. Im Buche der Kriege wird uns von einem erzählt, der auf dem Markte ein Stück Gold raubte. Als er gefangen und gefragt wurde, warum er das Gold gestohlen habe und sich nicht vor den Umstehenden gescheut habe, antwortete er: „Ich sah nur das Gold und nicht auf die umstehenden Menschen.“ Und so können wir, wenn auch nicht im Sinne des gemeinen Diebstahls, von allen diesen Helden und Heldinnen die um ihrer Ueberzeugung oder um ihrer Freiheit willen sterben, dasselbe sagen: „Sie sahen auf das Gold, nicht auf die umstehenden Menschen.“

Eine wunderbare Welt- und Selbstvergessenheit ist über sie gekommen. Was ist das? Ich kenne kein Wort im Chinesischen, das sich mit dem tiefinnigen Worte Inspiration deckt. Inspiration ist die höchste Entfaltung der Geistesenergie, befruchtet von einer überirdischen Welt. Darum ist auch solch inspirierter Mensch in stände, andere mit höherer Gewalt zu ergreifen und zu ungeheuren Anstrengungen zu begeistern. Er reißt die anderen mit sich fort in Not und Gefahr, wie in einem brennenden Hause ein schwaches Weib zu den größten Kraftanstrengungen fähig ist, wie im wilden Reiterkampfe selbst ein gewöhnliches Steppenroß mit seinem Reiter über Mauern und Wälle springt. Es ist wie ein Aufpellen aller Kräfte. Schlagt auf das Wasser! Je schärfer der Schlag ist, desto höher springt es auf! Was jene Menschen sonst liebten, lieben sie jetzt nicht, was sie sonst fürchteten, fürchten sie jetzt nicht, worüber sie sonst zürnten, das rührt sie jetzt nicht, was ihnen sonst eine Ge-

fahr dächte, das wird ihnen zum leeren Schemen, und als eine Gewalt der Götter kommt über diese Helden ein todstrotzender Siegesmut.

Der sieghafte Mut wird aus tiefer Erkenntnis geboren. Im allgemeinen wird die Furcht aus der Unkenntnis hervorgehen. Wie wagt einer über einen Strom zu schreiten, dessen wirbelnde Wellen dahinschäumen, wie wagt einer über die schneegefüllten Abgründe des Gebirges zu wandern? Das Herz bebzt zurück, denn es kennt die Tiefe nicht. Da erstirbt der gefahrtragende Mut, Wang-Yang-Ming lehrt das Handeln auf Grund von Erkenntnis als Ziel des Lebens, Columbus wagt sich auf Grund seiner Erkenntnis der Gestalt der Erde hinaus aufs Meer. Er wußte, dort winkte ihm eine schöne Welt jenseits der unendlichen Wasserwüste. So springt einer über Abgründe und Bergspalten, wenn er verfolgt wird, und einer mißt nicht lange wägend und wagend die Tiefe, wenn er aus einem brennenden Hause herabklettert. Er weiß, der Feind und das Feuer trachten ihm nach dem Leben. Er achtet die geringere Gefahr nicht um der größeren Gefahr willen. Ein Säugling kennt nicht die Wut der Flammen und spielt weiter. Ein Erwachsener aber entfaltet seine Kräfte in der Erkenntnis des Widerstandes. Dem Starken blüht es in heller Erkenntnis durch den Verstand: „Ich vermag dieses, ich kann jenes!“ und er wagt es. Daher bleiben so viele Sklaven des Aberglaubens, einer verderblichen Sitte, einer schlechten Obrigkeit, weil sie als Sklaven von bänklischen Erwägungen nie loskommen können und nie zu der freudigen Erkenntnis kommen, daß sie zu einem neuen Leben berufen sind.

Jugend und Alter.

Redest du aber von einem greisenhaften Volke, so schaue dir einen alten, müden Greis an. Ein Greis denkt daran, was er alles überstanden hat, ein Jüngling aber schaut mutig in das Kommen und träumt davon, wenn er sein Ziel erreicht hat, wie es dann mit ihm sein wird. Er tritt mutig auf den Weg, der vor ihm liegt, er trägt die Hoffnung im Herzen, und die Hoffnung beflügelt seinen Schritt und macht seinen Gang leicht. Und alles wird vor ihm neu von Tag zu Tag, während der Greis nur bei dem Alten, Ueberlebten weilt und seine Gedanken nicht trennen kann von längst versunkenen Sitten und Gewohnheiten. Das Alter kommt aus grämlichen Sorgen nicht heraus, die Jugend lebt immer in dem freudigen Gefühl, daß ihr der nächste Augenblick ein unendliches Glück enthüllt. Die Sorgen verwandeln das Herz in Asche, die Freude aber macht Auge und Herz hell. Dort ist Angst, hier ist Tatkraft, hier ist Vorwärtstürmen, dort ist zagendes Weilen.

Die Jugend sieht eine neue Welt vor ihren entzückten Blicken aufsteigen, das Alter denkt an Sterben und die untergehende Sonne; die Jugend blickt in den hellen Morgen und den leuchtenden Tag. Das Alter ist wie ein abgetriebenes Lasttier, die Jugend ist wie ein wiehendes Füllen in der mongolischen Steppe. Das Alter ist wie der Follant eines alten Verikons, voller Runen und Sprüche, die Jugend ist wie ein sprudelndes Luftspiel auf der Bühne. Das Alter ist wie der Weidenbaum im Spätherbst, die Jugend wie die knospenschwellenden Bäume im Frühjahr. Das Alter steht wie eine ägyptische Pyramide am Rande der Wüste, die Jugend braust wie der sibirische Eisenbahnzug durch die Tiefen Asiens, das Alter ist wie das tote Meer, die Jugend ist wie der Fluk, der schäumend aus den Bergen hervorbraust. Nehmt tausend Bilder und zehntausend Vergleiche, so ist Alter, so ist Jugend.

Die Jugend Chinas rufe ich auf. Sie sei die Trägerin des jungen neuen Chinas. Das Alte, Vergehende stemmt sich gegen die Jugend, es verfolgt uns mit allen Machtmitteln, aber die Jugend hat die Zukunft, ihr gehört der neue Tag. Die Jugend zieht in das Haus ein, das Alter wird einziehen in die ewigen, stillen Gemächer des Todes. Die Jugend wird einziehen in das alte Haus und wird all den tausendjährigen Schmutz hinauswerfen und das Haus von Grund aus neu einrichten. Ohne Kampf geht das nicht ab. Die Erkenntnis der Jugend muß die Erkenntnis der ganzen Nation werden.

Der Reichtum, die Kraft, die Selbstzucht, die Freiheit der Jugend sei unsere Morgengabe an unser liebes, altes China. Wie singt der Dichter von der glänzenden Morgenjonne, die den Pfad des Wanderers erhellt, von dem Strom, der aus dem Gebirge herausbricht, von dem jungen Tiger, der im Tal nach Beute schreit, von dem jungen Adler, der seine Schwingen ausbreitet und im Aether schwebt — mein China, entfalte dich in deiner jungen, sieghaften Jugendkraft!

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.



Arbeiterpolitik

2. Jahrg.

Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.

Nr. 43

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
.. Nummderstraße Nr. 23. ..

Bremen, den 27. Oktober 1917

Einzel-Nummer 20 Bfg. Durch
die Post bez.: monatlich 84 Bfg.,
vierteljähr. 2.50 M. o. Beitelaaßb

Inhalt:

Ein lustiges Klopffechten	Seite 325
Der Parteitag der Regierungssozialisten	„ 326
Die neue Koalitionsregierung (Schluß)	„ 328
Aus unserm politischen Tagebuch	„ 329
Feuilleton: Vor 400 Jahren	„ 330

Ein lustiges Klopffechten.

Erfolge, Erfolge müssen wir haben, damit unsere Politik von den Arbeitern gerechtfertigt werde. Das ist der Notschrei, der sich immer wieder dem gepressten Herzen unserer Sozialpatrioten entringt. In ihrer Not haben sie schon das Getreide vor der Blüte geschnitten und triumphiert; Welch eine Ernte! Aber dadurch ist ihre Lage noch schlimmer geworden, denn es zeigte sich, daß die Nisteln allein gereift waren.

Was ist denn das Ergebnis dreijähriger Politik? Die Steuern tragen den alten reaktionären Stempel. Während man sich in einen Rausch der Begeisterung geredet über das große Werk der Keederliebesgabe, sah man sich in letzter Minute sogar gezwungen, dagegen zu stimmen, nachdem kluge Leute den Marsch geblasen: Rückwärts, rückwärts, Von Rodrigo, du bist auf dem besten Wege eine kapitale Dummbheit zu begehen! Und die Sozialpolitik? Ja, wo ist Sozialpolitik geblieben? Und der Friede? Stockholm hat sich trotz alles Geschreies als taube Nuß erwiesen, und die berühmte Mehrheitserklärung vom 19. Juli ist durch ihre mannigfachen Deutungen zerlegt. Und welche Hoffnungen wurden auf die Staatsmänner gesetzt, auf Bethmann, Helffrich, Groener, Michaelis! Alles ist dahin. Elegisch konstatiert der „Vorwärts“, daß von der ganzen Neuorientierung nichts übrig geblieben ist, als Versprechungen.

Nun ist auch von einer kapitalistischen Regierung angesichts der ungeheuren Belastung des Staatsetats und angesichts der durch die Kriegsgewinne stark gesteigerten Appetite der Kapitalisten, für die Arbeiter nichts wesentliches zu erwarten, namentlich nicht durch eine Politik, die im Schlepptau der Regierung geht und gehen muß. Das soziale Programm, das Wiffel dem Würzburger Parteitag vorgelegt hat, ist nichts weiter als der Wunschzettel, den das Proletarierkind dem Weihnachtsmann vorlegt in der seligen Hoffnung auf ein großes Wunder. Da aber auch der Wunderglauben unter der Last der Enttäuschungen schon ziemlich erstickt ist, so legt man sich jetzt umso kräftiger für Forderungen ins Zeug, die den herrschenden Klassen augenscheinlich nichts kosten werden.

Die Parlamentarisierung der Regierungsgewalt ist der Schlachtruf, mit dem Herr Scheidemann in das Getümmel hinabsteigt. Parlamentarisierung! Allein das Wort schon ist eine glänzende Erfindung des neuesten sozialdemokratischen Kurses, der fleischgewordene Opportunismus. Parlamentarisierung, durchaus nicht das parlamentarische Regime. Ein paar Konzeßionchen genügen. So schwindbüchtig das Programm ist, so hat sich doch schon ein Kämpfe gefunden, der mit eingelegter Lanze darauflosfährt. Herr Heilmann, der mit Lenßj und Cunow zusammen am imperialistischen Stricke zieht, hat durch einen Aufsatz in der „Glocke“ über „Proletarisches Klasseninteresse und parlamentarische Advokatenwirtschaft“ eine ergögliche Debatte über den Parlamentarismus hervorgerufen.

Herr Heilmann ist niemals blöde gewesen, er schreckt weder vor Konsequenzen zurück noch vor der kloßigten Demagogie. So wird denn sein Aufsatz ein wunderlicher Wechselbalg von klugen Bemerkungen, hahnbüchernen Behauptungen und dem reaktionärsten Schlußeffekt. Es ist garnicht so übel, wenn Heilmann das Wesen des parlamentarischen Systems mehr karikiert als schildert, wo die Minister hin- und herfliegen von dem einen Portefeuille nach dem anderen, wie ein Minister dem andern, eine Partei die andere ablöst, alle ängstlich bemüht, sich zu halten, immer sich aufspielend, als seien sie die allgewaltigsten Herren in ihrem Ressort, während sie doch nur Puppen sind in der Hand der alteingesessenen Bürokraten, die ruhig über jeden Prinzipienwechsel im Kabinett ihren alten Trott in ihrem alten Parteigeschirr weitergehen. Ist es auch verzerrt, so kann das Bild doch manchen begeisterten Anhänger des parlamentarischen Regimes zum Nachdenken bringen.

Aber dann die Gegenseite, das bürokratische Regime, das ist für Heilmann der Regierungsweisheit letzter Schluß. Zwar falviert er sich zunächst vorsichtig, indem er erklärt: „Die bisherige Regierungsbürokratie, die von oben bis unten fast ausschließlich konservative Domäne war und vom Volke, insbesondere der industriellen Arbeiterklasse, durch eine Weitenweite geschieden wurde, muß ihres Klassencharakters gründlich entkleidet werden.“ Aber dann folgt ein wahrer Lobgesang auf eben diese Regierungsbürokratie aus der konservativen Domäne. „In der deutschen Verwaltung leisten Hunderttausende von Beamten von unten bis oben für geringen Lohn . . . ein wackeres Stück ehrlicher und guter Arbeit.“ „Nur eine pflichtbewußte Beamtenregierung bereitet solche Sozialreformen gewissenhaft vor und führt sie, ungestört

von der parlamentarischen Ministerstürzerei, planmäßig zur Gesetzeskraft durch.“ „Was die bürokratische Obrigkeitsregierung für die deutsche Sozialreform geleistet hat, ist zehnfach soviel wert, wie das ganze Brimborium des parlamentarischen Regimes, natürlich nicht für das „Berliner Tageblatt“, wohl aber vom Standpunkt proletarischer Klassenpolitik aus.“

Ja, Arbeiter, da schaust du verwundert, was du alles der preußischen Bürokratie verdankst. Freilich ihrer einseitigen Zusammensetzung gemäß hat sie oftmals die Arbeiter schief behandelt. Aber das wird durch das preußische Wahlrecht anders werden. Und beruft der Kaiser erst noch ein paar Gewerkschafter und Genossenschaftler und auch ein paar Parteibürokraten, neben den Dr. Müller noch einen anderen, Kaufmann, einen Legien, einen Ebert, dann ist der Blick ins Himmelreich offen. Bei dem Lobgesang auf die Obrigkeitsregierung konnte es Heilmann nicht bewenden lassen, er fügt hinzu eine Hymne auf den deutschen Parteivorstand, in die der Hohn seinen Restrain hineinmeckert. Hat sich dieser Vorstand der Parteibürokratie nicht auch trefflich bewährt und — in ihm sitzt doch ganz gewiß kein politischer Kopf!

Der Aufsatz Heilmanns hat außer dem „Berliner Tageblatt“ drei Mannen auf den Plan gerufen, Markwald, Kolb und Quessel, die das parlamentarische Regime verteidigen, und was sie zu sagen haben, ist nicht ohne Reiz. Zunächst finden sie, daß sich so ziemlich alles, was Heilmann gegen den parlamentarischen Ministerialismus der Westmächte sagt, auch gegen unseren Obrigkeitministerialismus vorbringen kann, für richtig. „Was haben denn die Poddieffski, Posałowski, Capriovi, Bethmann-Hollweg und zuletzt Michaelis von der Post, der Sozial- und der auswärtigen Politik verstanden, als sie zu Ministern bzw. zu Reichskanzlern ernannt wurden?“ fragt Kolb, und weiter meint er: „Wie in England der Minister des Auswärtigen an den Fäden eines Nikolson tanzt, so tanzten in Deutschland wieder Jahre lang die Staatssekretäre des Auswärtigen samt dem Reichskanzler an den Fäden eines Hofstein. Hat nicht schon Bismarck sich über den unheimlichen Einfluß der Geheimräte beschwert und die Schwierigkeiten, die sie ihm machten?“

Also hier wie dort derselbe Zauber. Und dann die Leistungen des parlamentarischen Systems in Frankreich und England! Ihnen widmet Quessel ein ganzes Kapitel und er kommt zu dem Schluß, daß die korrupte Advokatenregierung in Frankreich in der auswärtigen Politik kolossales erreicht hat, daß die englische Parteiherrschaft eine Mobilisierung des Heeres und der Kriegsproduktion durchsetzte, die alle Erwartungen übertraf und eine ausgezeichnete Finanzpolitik während des Krieges trieb. Sein Schluß ist: „Hält man dagegen die politischen Erfolge der von England zusammengebrachten und geführten Koalition, so wird man gestehen müssen, daß das obrigkeitliche System in der auswärtigen Politik dem parlamentarischen nicht gewachsen war.“

So tobt der Kampf zwischen Obrigkeitsregierung und parlamentarischen Regime. Den Arbeitern braucht man heute nicht auseinanderzusetzen, was es mit der Bürokratie und ihren Regierungsmethoden auf sich hat. Sie haben das am eigenen Leibe genugsam erfahren. Aber die ganze Verteidigung der parlamentarischen Regierungsweise kann auch nur feststellen, daß sie trefflich

gearbeitet hat im kapitalistischen Interesse. Für die Arbeiter ist kein Deut mehr herausgekommen, und wenn sie dabei etwas mehr Ellenbogenfreiheit hatten, so verslog der holde Schein und das parlamentarische Regime schleppte seine Gefängnis Ketten und seine Kleinkalibrigen her, sobald die Arbeiter die sogenannte Freiheit ausnutzen wollten.

Wie kann es auch anders sein! Die Parlamentsherrschaft ist die Regierungsmethode der Bourgeoisie. Sie kann sich nicht auf einer wirklichen Demokratie aufbauen, sie kann nicht das Mittel sein, mit dem man Arbeiterinteressen dient. Wie eine sozialdemokratische Mehrheit auf dem parlamentarischen Parkett nur bürgerliche Politik treiben kann oder unmöglich ist, so kann man sozialdemokratische Minister ernennen, soviel man will, sie werden stets nur die Gefangenen der Bourgeoisie sein. Die schwedische Probe wird es wiederum erhärten.

Bei uns in Deutschland hat der Kampf um das parlamentarische Regime noch ein gewisses Ansehen, weil das Bürgertum nicht den Mut hat ihn durchzusetzen. Erst jetzt haben Zentrum und Fortschrittler das wieder gezeigt, indem sie außer schönen Reden nicht das Mindeste taten, um ihrer Mehrheitspolitik bei der Regierung Anerkennung zu verschaffen. Was heißt das aber mehr, als daß die Bourgeoisie auch bei der jetzigen Regierungsmethode ihre Interessen gesichert weiß, daß für sie die Frage garnicht mehr existiert, um die sich die Heilmann, Kolb und Quessel streiten: Welche Regierungsmethode sichert der imperialistischen Politik den besten Erfolg? Das nämlich ist des Pudels Kern, wenn auch das proletarische Interesse bei diesen „Proletariern“ noch soviel herhalten muß.

Der Parteitag der Regierungssozialisten.

Der erste Parteitag der alten Sozialdemokratie nach der Spaltung mußte eine gewisse Spannung auch außerhalb ihrer Reihen aufkommen lassen. Ein einzig Volk von Brüdern sind die Leute, die sich um Scheidemann scharen, durchaus nicht. Da stehen links noch etliche Wackere, die ein dreijähriger Kriegskurs noch nicht gelehrt hat, nach welcher Seite sie zu fallen haben, die früher sehr angenehm im Sumpf saßen und denen jetzt selbst vor der Stellung am Flügel einer Sumpfpartei graust. Das sind die Braun, Hüttmann, Hoch. Von diesen Amp'ibien hat nun freilich bei uns niemand irgend einen heißblütigen Vorstoß erwartet. Ihre schalen Kritikversuche, ihre Mitleid erweckenden Einheitsbujeleien haben denn auch keine Enttäuschung gebracht. Dagegen konnte man erwarten, daß die angriffsfrohen Imperialisten, die den Frontwechsel vom 4. August nicht nur zu einer bewußten, sondern zu einer offen eingestandenen Tatsache machen wollen, die das hemmungslose Gleiten auf der schiefen Ebene durch einen prinzipiellen neuen Kurs ersetzen wollen, grundsätzliche Auseinandersetzungen provozieren würden. Aber sie haben sich zurückgehalten. Offenbar sahen sie ihre Zeit noch nicht gekommen, sie erwarten alles von der inneren Logik, der die Augustpolitik nicht aus dem Wege gehen kann, und beruhigen sich dabei, daß sie zunächst das vorzüglichste Werbemittel für ihre Ideen in den drei Zeitschriften der Partei in ihren Händen haben.

So trug die Tagung den Stempel einer grausamen Langeweile, und Herr Stampfer baute nur dem gegebenen Urteil vor, wenn er lebhaft versicherte, daß der Parteitag kein Katholikentag mit Paradereden sei. Nein, zu durchsichtig waren die flammenden Volksreden Herrn Scheidemanns und anderer, in denen der „rücksichtslose Kampf“ gegen Dr. Michaelis proklamiert wird. Man merkt die Absicht und belächelt sie. Das ist ja gerade die einzige Frucht der Tagung: das prinzipielle Bekenntnis zum Kompromiß und zur Regierungspolitik nicht nur als Taktik für die Gegenwart des Krieges, sondern auch die Zukunft des Friedens.

Trotz aller Wortgepinste von Klassenkampf und Sozialismus fand jenes beständig wiederholte Bekenntnis keinen Widerspruch. Die sogenannte Sozialdemokratische Partei Deutschlands ist eingeständenermaßen eine Regierungspartei, die nicht in der Macht der kämpfenden Massen, sondern im Zusammengehen mit den bürgerlichen Parteien ihre Stärke und Erfolge sucht. Und wenn jetzt Herr Peus sich mit Stolz einen Regierungssozialisten nennt, so haben wir obendrein den Vorteil, nun auch ungehindert jene Partei mit ihrem legitimen Namen benennen zu dürfen.

Eine nähere Kritik der Tagung erübrigt sich, wenn wir unseren Lesern ohne jede Glossen einige bemerkenswerte Aussprüche aus dem offiziellen Bericht vorlegen. Große Worte.

Ebert: Wir stehen geschlossen auf dem Satze, daß der Klassenkampfcharakter der Partei gewahrt bleiben muß, daß er die Grundlage unserer Partei sein und bleiben muß.

David: Demut und Bediensthaftigkeit gehören für uns nicht zum Ideal des deutschen Mannes und zur deutschen Mannesehre. Unser Ideal ist das des Mannes, der sein eigenes Schicksal formt. Gewiß stehen uns noch große Kämpfe bevor, aber auch unsere Macht ist gewaltig gewachsen und wir fühlen in uns die Kraft, ungeheure Aufgaben zu bewältigen.

Stücklen: Wir werden nicht ruhen bis wir die stehenden Heere in demokratische Volksheere umgewandelt haben.

Prinzipientreu.

Hoch: Wir sind und bleiben, wie Ebert gesagt hat, eine Partei des Klassenkampfes, wir sind niemals davon abgewichen, auch nicht am 4. August. Wir lassen uns auch in keiner Weise davon abbringen.

Stampfer: Wir brauchen eine geschmeidige Taktik, volle gradlinige Verfolgung unserer Ziele.

Landsberg: Welchen Grundsatz sollen wir denn aufgeben haben? Etwa den Klassenkampf in einer Zeit, wo die Befähigten versuchen, sich auf Kosten des Volkes zu bereichern? Etwa den Gedanken der Demokratie, die heute eine Volksnotwendigkeit geworden ist, oder die Internationalität, nach der heute selbst die Regierung schreit, oder am Ende den Sozialismus? Nein, die Monopolisierung wird in vollstem Umfange kommen. Unsere Grundsätze sind nicht erschüttert, sondern sogar vertieft.

Leinert: Die Spaltung führt zurück auf das Treiben der kleinen Gruppe, welche seit langem die Politik der Partei grundsätzlich bekämpft. Ich erinnere an ihren Protest gegen das Dämpfungsabkommen von 1912, das doch eine große geschichtliche Tat war, weil es die Machtensaltung der Partei im Kriege erst ermöglichte.

David: Mit der alten Taktik, die überwunden werden muß, habe ich die Katastrophentheorie gemeint. Unser Weg von der Ohnmacht zur Allmacht wird langsam sein. Nur Katastrophentheoretiker konnten die Kriegskredite verweigern. Dann würde der Krieg die große Katastrophe für uns sein. Wir aber haben die russische Taktik abgelehnt und gesagt: Dieser Staat verdient erhalten zu werden, er ist entwicklungsfähig. Der Hinweis auf die Klassengegensätze führt uns in der Friedenspolitik irre.

Regierungssozialisten.

Peus: Auch wir müssen uns dahin wandeln, daß wir Glied einer Regierungsmehrheit werden können. Wenn wir vor taktischen

Notwendigkeiten einen unserer Grundsätze zeitweilig zurückstellen so geben wir deshalb doch nichts davon auf. Wir müssen uns mit Ehren Regierungssozialisten nennen, weil wir mitregieren wollen. Wir müssen uns frei machen von jedem Dogmatismus, um die Magd zu erobern und in unserem Sinne zu regieren. (Beifall.)

Scheidemann: Wir werden uns vielleicht manchmal zurückziehen in die Zeit, wo wir verfolgt und unterdrückt waren, denn damals waren wir von jeder Verantwortung frei und stets lebhaft Beifalls sicher, wenn wir das Spiel der Herren im Ordenschmuck und Ministerfrack schonungslos kritisierten. Unsere Kritik war auch berechtigt, nützlich und fruchtbar, aber Zeit und Verhältnisse haben sich geändert.

In taktischer Beziehung sind wir beweglicher geworden, weil die Stellung der Arbeiterklasse sich durch den Krieg erheblich verändert hat. Wir stehen erst am Anfang der ungeheuren Machtverschiebung zugunsten des Proletariats, die der Krieg hervorgerufen hat, und dadurch hat die sozialdemokratische Partei die unmittelbare Anwartschaft auf die Macht im Staate gewonnen. Deutschland wird nach dem Kriege ein demokratisch-parlamentarisches Staatswesen, die Mehrheit wird auch die Regierungsstellen und die Verantwortung übernehmen müssen.

Hauschildt: Die Katastrophenpolitik haben wir endgültig abgelehnt und uns zur organischen Arbeit bekannt. Für sie bedürfen wir rücksichtsloser Durchsetzung der preußischen Wahlreform und Beherrschung des Staates durch die Volksvertretung. Gerade die Aera Michaelis hat diese letzte Forderung außerordentlich populär gemacht. Wir dürfen auch vor der Teilnahme an der Regierung nicht zurückschrecken. Was Winig gesagt hat, sind eigentlich nur noch Selbstverständlichkeiten. (Siehe unten.)

Plüger begründet den Antrag, in packender Sprache ein Aktionsprogramm zu veröffentlichen. Die Parteileitung sei sich der großen Aufgaben für die Nachkriegszeit offenbar bewußt. In gleicher Richtung zielt der Stuttgarter Antrag. Wir wollen keine Revision unseres Programms, das sich durchaus bewährt hat.

Blos: Unser jetziges Programm ist eigentlich eine ökonomische Abhandlung mit wenigen politischen Lichtern und mit der marxistischen Scholastik daneben, die alles Nichtbuchstabenmäßige auf den Index gesetzt hat. Wir müssen uns im Programm von der Marx-Scholastik freimachen. Für ein neues Programm sind aber sorgfältigste Vorarbeiten nötig, und dazu soll der Antrag Stuttgart dienen. (Beifall.)

Stolten: Wenn die bürgerlichen Parteien uns Zugeständnisse machen, dann verlangen sie dafür auch, daß wir nachher die Mitverantwortung übernehmen. Wir müssen also aus der Selbstisolierung heraus. Kompromißpolitik oder Demonstrationen, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht, und wir müssen uns für die praktische Politik entscheiden.

Landesverteidigung.

Lenzsch: Den Widerspruch zwischen Kreditbewilligung und Ablehnung der Militärforderungen in der Friedenszeit hat auch David nicht aus der Welt geschafft. War das nicht — rückblickend gesehen — auch früher schon eine Gefährdung der nationalen Interessen? Könnten wir doch so ehrlich wie einst Engels sagen, daß die geschichtliche Entwicklung ihm Unrecht gegeben habe. Aber leider sind wir noch zu stark von agitatorischen Bedürfnissen abhängig, um so ehrlich gegen uns selbst zu sein.

Hoch: Wer die Pflicht der Landesverteidigung überhaupt verneint, ist nach meiner Ueberzeugung kein Sozialdemokrat. (Sehr wahr) Aber das tut auch niemand, wenigstens die unabhängige Sozialdemokratie nicht. Im Volke herrscht ungeheure Erbitterung auch gegen den Reichstag, der sich das Treiben der Regierung gefallen läßt. Ich weiß ja, daß der Reichstag zur Abwehr entschlossen ist; erfolgt sie aber nicht gründlich, dann müssen wir der Regierung erklären, daß wir nichts mehr mit ihr zu tun haben und ihr die Kredite verweigern. (Vereinzelt Bravo!) Wir können dieser Regierung die Kredite nicht bewilligen, aber Namensänderungen allein tun es nicht — auf die Sache kommt es an.

Emmel: Man bewilligt Kredite jedoch der Regierung, die das Geld ausgibt. Ebert hat im Reichstag der Regierung den schärfsten Kampf angelegt. Wie kann man da der Partei noch zumuten, ihr die Mittel zu bewilligen?

Meerfeld: Wir sagen der Regierung Michaelis, die faßt, kraft- und hilflos umhertreibt, den schärfsten Kampf an, wir überlegen, ob wir dieser Regierung die notwendigen Mittel zur Verteidigung des Landes weiter in die Hand legen können.

Menge: Eine ganze Reihe von Parteigenossen ist mit der Kreditbewilligung nicht einverstanden. Nachdem die Annahme

gestülte der Regierung zum Vorschein kamen, hätte man die Kredite ablehnen müssen. (Lachen und Widerspruch.)

Schmidt: Daß Deutschland gerade in diesem Augenblick stärker bedroht sei, als je, erzählt uns David vor jeder Kreditbewilligung. Aber wie wollen Sie dann den französischen Genossen Vorwürfe machen, daß sie die Kriegskredite annehmen, da ihr Land doch stärker bedroht ist. (Zurufe: Wer macht ihnen denn deshalb Vorwürfe?)

Stolten: Brandes will, daß wir die Kreditbewilligung nur noch als Pressionsmittel benutzen, aber die Pressionspolitik muß aufhören, sobald dadurch die Allgemeinheit gefährdet wird.

David: Es mag unangenehm sein, bei den nächsten Wahlen gegen einen unabhängigen Kandidaten zu stehen, aber ganz unmöglich wäre es, für einen Kreditverweigerer auftreten zu müssen. (Sehr wahr!)

Keine Revolution.

Winnig: Vor dem Kriege hatten wir unglücklicherweise die Wege einer revolutionären Ideologie beschritten zu einer Zeit, wo nur praktisch, organisatorisch und parlamentarisch gearbeitet werden konnte, denn eine Arbeiterklasse, deren Fortschritt und Aufstieg durch friedliche Arbeit gesichert ist, wird nie gewillt sein, Revolution zu machen. Für die Zukunft stehen wir vor einem Chaos. Wir müssen bereit sein zur parlamentarischen Taktik oder auch dazu, in Sturm und Drang zu stürzen, was zum Falle reißt.

Wahrheit.

Hüttmann: Aber bedenken Sie doch dabei, daß die Zensur noch immer gegen die Opposition am heftigsten wütet. (Widerspruch.)

Braun: Dabei auch ein paar Worte über die angebliche Gewaltpolitik des Parteivorstandes, weil dieses blöde demagogische Schlagwort auch noch auf manche Parteigenossen großen Eindruck macht. Wir haben niemals den geringsten Versuch gemacht, auf die Redaktionsführung der von der Parteileitung finanziell abhängigen Blätter irgendwie einzuwirken. Wir haben niemals das Recht der freien Meinungsäußerung angetastet, so lange sie sich im Rahmen der Partei hielt.

Keine Politik.

Schulz: Vor allem muß die Jugenderziehung viel mehr als früher eine Sache der Erziehung und nicht der Politik sein.

Keine Nation.

Scheidemann: Ein Genosse sprach von Elsaß-Lothringen in Verbindung mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, aber die Elsaßer sind keine besondere Nation. Elsaß-Lothringen ist deutsches Land.

Absurd.

Hoch: Eroberungen und Vergewaltigungen sind überhaupt nicht mehr möglich. Nach dem Frieden ohne Eroberungen und Entschädigungen wird eine Ausbeutungswirtschaft unmöglich. Das ist die Gefahr, vor der die kapitalistischen Kreise zittern.

Lebensretter.

Scheidemann: Nur um die Interessen von Arbeitern, Soldaten und ihren Frauen wahrzunehmen und Opfer des Belagerungszustandes zu retten, sind wir zur Regierung gegangen und eine spätere Zeit wird feststellen, wie vielen wir sogar das Leben retten konnten.

Haase.

Löbe: So hätte z. B. vielleicht am 4. August gegen die Verletzung der belgischen Neutralität protestiert werden sollen. Aber leider hat das Haase für unmöglich erklärt.

Die neue Koalitionsregierung.

(Schluß.)

2. Kerenski und die kleinbürgerliche Demokratie.

Herr Kerenski trat während der ersten Sitzung der demokratischen Konferenz mit einem großen Pomp auf. Aber, wie selbst die „Ruskaja Wolja“ melden muß, „unterscheidet sich der Empfang, den man ihm hier bereitet hat, sehr stark von dem, der ihm in Moskau zuteil wurde. In Moskau wurde er viel heißer empfangen“. Durch seine Rede bewies Kerenski noch einmal, daß ihm jede Fähigkeit zur tieferen Erfassung der Lage fehlt. Daß die Konferenz so kurz nach der Moskauer statt-

fand, daß innerhalb eines Monats ein vollkommener Umschwung der Situation erfolgen konnte, daß die demokratischen Elemente, die ihm am 4. August alle Vollmachten zur Bildung einer Regierung gegeben haben, jetzt eine Konferenz einberufen, eben damit er nicht auf eigene Faust die Regierung bilde, das alles müßte doch Kerenski nötigen, sich die Frage zu stellen, von wo und wohin der Weg führe. Aber das von Kerenski zu verlangen, bedeutet das Unmögliche zu verlangen.

Zeretelli sagte in der weiteren Debatte, die Höhe, die er erstieg, habe Kerenski den Kopf verwirrt. Er hatte ihn aber niemals befehen. Ein temperamentvoller Agitator, wie er war, wußte er auch jetzt in der Schicksalsstunde der Revolution nicht mehr, als eine rein persönliche Verteidigungsrede zu halten, die nicht einmal vorübergehend seine Gegner zum Schweigen bringen konnte, und die dann von keiner Seite unterstützt wurde. Trotzky konnte konstatieren, daß kein einziger Redner sich der undankbaren Aufgabe der Verteidigung des Kerenskischen Regimes zu unterziehen wagte. Wie könnten sie das? Wie auch die Unterjochung des Korniloffischen Aufstandes auslaufen mag, eins steht schon fest: Kerenski war bereit die Maßnahmen, deretwegen Korniloff in den Aufstand getreten war, zu verwirklichen; er war bereit vermittels der Korniloffischen Kavallerie Petrograd niederzuhalten, um die Vorhut der russischen Revolution unter das Kaudinische Joch niederzubeugen.

Die Führer der kleinbürgerlichen Demokratie können über ihn nicht zu Gericht sitzen, denn sie haben ihn in den Julitagen, ebenso wie er an die bewaffnete Macht gegen die revolutionären Arbeiter Petrograds appelliert, und sie haben später der Todesstrafe gegen die revolutionären Soldaten zugestimmt. Wenn sie aber seine Richter nicht sein können, so hüten sie sich als seine Verteidiger anzutreten. Das Ansehen Kerenskis in dem Kreise auch der kleinbürgerlichen Demokratie ist vollkommen verbläßt. Und trotzdem rechnet Kerenski, wie ein Artikel aus seinen Kreisen im „Dien“ vor der Konferenz bewies, damit, daß er bei der Regierung bleiben wird. Und als die Entscheidung der Konferenz gegen die Koalition ausfiel, da begab er sich in das Bureau der Konferenz und hielt, wie Reuter meldet, eine Rede gegen ein rein sozialistisches Ministerium und erklärte, er werde sich zwar dem Beschluß unterwerfen, aller gleichzeitig sein Amt niederlegen.

Was als freudiges Ereignis von einer zum Kampf bereiten demokratischen Mehrheit zu Kenntnis genommen werden mußte, das wirkte auf die aus dem Geleise herausgeworfenen kleinbürgerlichen Demokraten erschreckend. Haben sie nicht alle tagelang bewiesen, daß sie unfähig sind die Staatsleitung auf sich zu nehmen? Und da kommt Kerenski, der noch so etwas wie Selbstvertrauen hat und erklärt ihnen, er lege das Amt nieder. So mußte zu den Anhängern der Koalition mit den Kadetten noch ein Teil der wankenden Elemente sich zurückkonzentrieren und die Minderheit der Koalitionsgegner wurde in seiner bisher unaufgeklärten Weise zur Mehrheit. Darauf wartete nur Kerenski. Während die demokratische Konferenz noch vorbereitet wurde, verhandelte er mit den Vertretern der Moskauer Industriellen und den Kadetten. Ein Protest des Arbeiterdelegiertenrates machte es ihm unmöglich vor dem Schluß der Konferenz eigenmächtig das Kabinett zu rekonstruieren. Der Umfall der klein-

bürgerlichen Demokratie erlaubte ihm die bereit gehaltene Kombination zu verwirklichen.

So wurde eine neue Regierung gebildet.

Hart auf hart.

Die neue Regierung bedeutet einen Rücktritt gegenüber den Zeiten, wo der Großindustrielle und Imperialist Gutschkow in ihr saß: Tretjakow und Konowalow sind von demselben Holz geschnitten, obwohl Konowalow formell der Kadettenpartei angehört. Die kleinbürgerlichen Führer, die den Willen der ungeheuren Mehrheit der Arbeiterklasse, der Vorderreihen der kleinbürgerlichen Demokratie mit den Füßen treten, haben jeden Halt verloren. Sie hatten zu wählen zwischen der Koalition mit der Arbeiterklasse und der mit dem Kapital. Und sie wählten die Koalition mit den Lock-auf-Helden, mit den Helfershelfern des Staatsstreichlers Korniloff. Das tun sie, nachdem die Arbeiterklasse ihren Willen geäußert hat. Das tun sie angesichts des nahenden vierten Winterfeldzuges, angesichts des nahenden Hungers, der schon begonnenen Bauernunruhen. Sie etablieren ein Regime gegen die Arbeiterklasse, gegen die armen Bauern.

Der Versuch der Verdeckung dieser Sachlage durch die Schaffung eines beratenden Organs, des Vorparlamentes, wird die immer mehr nach links gehenden Arbeiter nicht betrügen. Das Vorparlament kann nur schwachen und es wurde nur deshalb geschaffen, um den Zentralausschuß der Sowjets, in dem die Bolschewiki wahrscheinlich ebenso die Mehrheit bekommen würden, wie sie sie in der Leitung der Petrograder und Moskauer Sowjets bekommen haben, die entscheidende Bedeutung zu nehmen. Somit sind alle Ventile der friedlichen Entwicklung der Revolution geschlossen.

„Ihr werdet euch gegenseitig schlachten“, so malte Ninon, der Sozialist-Revolutionär, der Bürgermeister von Moskau, die Perspektive der Weiterentwicklung der Revolution, als die Koalition mit den Kadetten abgelehnt wurde. Die Blinden, sie sehen nicht, wie sie an der Verwirklichung dieser Perspektive schnell arbeiten.

Rückwärts! rückwärts! Don Rodrigo!

Die neue Regierung ist keinesfalls eine Wiederholung der alten. Es gibt überhaupt keine Wiederholungen in der Geschichte. Was vorerst in die Augen fällt, ist die Teilnahme der Vertreter des Großkapitals, der Trotjakow und Konowalow an der Regierung. Konowalow ist der Handels- und Industrieminister der ersten Regierung. Er hat das Amt verlassen, als Skobelev im Monat Mai als Minister der Arbeit im Sowiet erklärt hat, er werde eoventuell den ganzen Profit der Kapitalisten konfiszieren. Als Konowalow zum Protest gegen diese Drohungen von seinen Auftraggebern abberufen wurde, erklärte er: „Die Sozialisten sollen zeigen, wie sie sich selbst Rat verschaffen.“ Jetzt kehrt der Vertreter des Großkapitals als Triumphator zurück. Die „Sozialisten“ haben nicht nur keinen Rat gefunden, sondern sie haben dem russischen Volke und der Welt verkündet: Ohne den Kapitalisten werden wir nicht fertig.

So bringt Herr Konowalow gleich seinen Freund Trotjakow mit und diesen Vertreter des Großkapitals erneuert Kerenski im Einvernehmen mit der kleinbürgerlichen Demokratie zum Leiter des ökonomischen Beirates bei der Regierung. Das Ministerium der Finanzen übernimmt Professor Bernacki. Er wird nicht demago-

gische Anschläge auf die Profite unternehmen. Gott behüte! Bevor er in das Ministerium der Finanzen eintrat, schrieb er dem Moskauer Pulverblatt, der „Ruskoje Slowo“, ohne Erhöhung der indirekten Steuern ginge es in einem an Kapital so armen Lande, wie Rußland nicht. Von den Vertretern der Kadetten Smirnow, Kartschew und Kutschkin, ist der letzte dadurch bekannt, daß er als Regierungskommissar in Moskau so wirtschaftete, daß der Moskauer Sowiet seine Abberufung fordern mußte.

Wer soll als Gegengewicht dieser ausgesprochen kapitalistischen Minister dienen? Der rechte Sozialist-Revolutionär Awksientew, der in das verantwortungsvolle Amt des Ministers der Landwirtschaft, das der in agrarischen Fragen beschlagene Tschernow verließ, nur seine „retorischen Pferdekraft“ hereinbringt, um mit Marx zu sprechen? Oder soll Herr Kerenski als der Vertreter der revolutionären Volksmassen gelten? Das Amt des Inneren befindet sich in den Händen des Menschewiks, Rechtsanwalts Nikitins, der bisher nur eins gelernt hat: wie man auf den Willen der Arbeitermassen pfeift. Der Revisionist Prokopowitsch, unfähig als Schriftsteller, die Personifizierung der Unfähigkeit als Handelsminister, soll jetzt die Brotkarte des russischen Volkes lösen.

Als Arbeitsminister figuriert aber der Arbeiter Gwosdiow, dessen Namen allein schon ein Programm ist: ein bis in die Puppen opportunistisch verweichter Arbeiter, der noch zur Zeit des seligen Zarismus an die zarische Polizei appellierte, um mit ihrer Hilfe die Arbeiter Petrograds, entgegen dem Willen ihrer Mehrheit, in die Kriegsindustriekomitees zu treiben.

Die starken Persönlichkeiten im Kabinett sind die Vertreter des Kapitals, der Weiterführung des Krieges, die auch die Mehrheit besitzen. Die Schwachen, Schwankenden, das sind die Vertreter der kleinbürgerlichen Demokratie, der Sozialisten-Revolutionäre und Menschewiks, von denen kein einziger verantwortlicher Vertreter im Kabinett sitzt. Die Bürgerlichen haben die Mehrheit im Kabinett. Um das zu verdecken, ernannte die Petrograder Agentur kurzerhand den Kriegsminister Perchowski und den Marineminister Berderevski zu Sozialisten, was sie niemals waren, obwohl sie gewisse demokratische Allüren an den Tag legen.

Aus unserm politischen Tagebuch.

20. Oktober.

Während der Parteitag zu Würzburg klar und deutlich ausgesprochen hat, daß eine Einigung mit der Opposition nur unter der einen Bedingung, der bedingungslosen Unterwerfung, möglich ist, während gerade diese Tagung für jedermann deutlich den Abgrund gezeigt hat, der zwischen Regierungssozialisten und Klassenkämpfern gähnt, bringt es der eine Theoretiker der Unabhängigen fertig, noch immer von der Wiedervereinigung nicht nur als eines Wunsches, sondern als einer Notwendigkeit zu reden. In einem seiner Artikel heißt es:

„Trotz der starken Differenzen, die heute die beiden Fraktionen trennen, gehören beide schließlich doch ein und derselben Bewegung an. Diese Zugehörigkeit kann man der Masse der Mitglieder im gegnerischen Lager nicht bestreiten, so sehr man an einzelnen Personen Anstoß nehmen mag. Sie ist auch deshalb nicht außer Betracht zu lassen, weil die Arbeiterschaft Kämpfe zu führen hat, die jenseits des Gebietes der politischen Streitfragen liegen und jederzeit Vertreter beider Richtungen zusammenführen können. Wir haben mit noch anderen Gegnern zu tun als mit anders gesinnten Sozialisten.“

Nicht Klassengegner, sondern zänkische Brüder, so sehen sich Abhängige und Unabhängige an. Uns soll es recht sein.

Feuilleton

Vor 400 Jahren.

Die lutherische Priesterschaft schickt sich gegenwärtig an, das Subiläum der deutschen Reformation zu feiern. Die Priesterschaft fast allein, denn das Kriegsgelümmel, das unser Bürgertum in Atem hält, verhindert das große Gepränge öffentlicher Feste, die der 31. Oktober sicher gebracht hätte, wenn er in friedliche Zeiten gefallen wäre. So könnte denn die deutsche Arbeiterklasse an diesem Tage auch vorübergehen. Sie könnte es, wenn nicht die Erinnerung an jene große Zeit ihr auch bei der Orientierung in der Gegenwart einigen Dienst leisten könnte. Freilich wird sie dann nicht in dem Mönchsgezwänk und den theologischen Lüsteleien die Quelle der Belehrung suchen dürfen, sondern in den Klassenkämpfen, die damals das Reich durchwühlten und zu deren geistigen Resultaten die Reformation der Papstkirche in die Landes-, resp. Fürstenkirche gehört.

Es war die Zeit, in der das Mittelalter zu Grabe getragen wurde und der Kapitalismus wie Herkules in der Wiege, seine ersten Taten vollbrachte. War das Uhrwerk des Mittelalters auch nur träge abgelaufen, so hatte es doch nicht stillgestanden. Die feudale Wirtschaftsweise hatte einen Zerlegungsprozeß durchgemacht. Das Gleichgewicht der Klassen, Adel, Kirche, Bauern, Bürger war zerstört. Die Unterdrückungsmaßregeln der Feudalherren gegenüber den leibeigenen Bauern hatten zur Entvölkerung des platten Landes, zum Wachstum der Städte geführt. Ein sich allmählich steigender Wohlstand in den Städten und die Brunkluft der Höfe und des Adels hatten den Handel genährt. Die gesellschaftliche Machtstellung des Handelskapitals, das sich in den Schnittpunkten der Handelsstraßen von Italien her, dem Rhein entlang und nach Norden und den Slawenländern hinüber, festgesetzt hatte, wuchs mit dem sich in seinen Händen konzentrierten Reichtum.

Es nahm den Kampf auf mit dem Adel, der die Straßen unsicher machte, indem es die größeren Fürsten unterstützte, besonders durch die Ausrüstung moderner Heere. Dieses neuere Heerwesen, dem das Rittertum zum Opfer fiel, hatte als Voraussetzung einen hochentwickelten Bergbau, der in der Tat damals schon in seiner Vollenkung alles andere Gewerbe weit hinter sich ließ. In ihm konzentrierte sich die erste Industriearbeiterklasse wie der kapitalistische Manufakturbetrieb, der in der Weberei sich stark entwickelte und in einzelnen Zentren Massen zusammenfaßte, deren Bedarf wiederum auf die Entwicklung der Landwirtschaft fördernd einwirkte. Die Geldwirtschaft durchdrang immer tiefer den ganzen Wirtschaftskörper und reizte alte ausbeuterische Instinkte an, reizte vor allem den verkommenen Adel zu immer schärferer Anspannung der Expansionsdrängen, die im System der Hörigkeit mit seinen Fronen und dem Rattenkönig von Abgaben zur Verfügung standen. Die Bauernschaft geschunden und gebrandschagt von ihren edlen Herrn und den städtischen Wucherern, versank ins Elend. Das Land entvölkerte sich; die Bauern suchten in den Landsknechtsheeren und den Städten Zuflucht.

In den Städten hatten sich die Gewerbe immer enger in ihre Zunftschranken eingezwängt, wodurch die Masse des rechtlosen, armseligen Plebejertums beständig wuchs. Klassenkämpfe von außerordentlicher Heftigkeit tobten innerhalb der Stadimauern. Das fast unbeschränkte Regiment hatten die Patrizien, die reichen Handelsherrn inne, die es mit wechselndem Glück, aber schließlichem Erfolg gegen den Ansturm der Zünfte verteidigen mußten. In den Gewerben lagen Meister und Gesellen miteinander in schwerem Kampfe. Die Gesellenausstände wurden mit mittelalterlicher Grausamkeit

niedergeschlagen und geahndet. Die amorphe Masse des rechtlosen Volkes nahm an all diesen Kämpfen als das ewig unruhige Element teil.

Im Reich suchte die kaiserliche Gewalt den Rest ihrer alten Herrlichkeit zu sichern. Sie lag in ständiger Fehde mit den nach vollkommener Unabhängigkeit nach außen und absoluter Herrschaft nach innen strebenden Fürsten. In diesen Gegenlag nahm das Handelskapital Partei, je nachdem es seinen Interessen besser durch eine starke Zentralgewalt, die versprach, aus dem Reiche ein einheitliches Wirtschaftsgebiet zu machen (Faggar), oder innerhalb der engeren Landesgrenzen gewährt sah. Todfeind der Fürsten war der niedere Adel, der deshalb bereit war dem Kaiser die Schlachten zu schlagen, wenn dieser nur seine Ungebundenheit nicht antastete. Die Städte wiederum schlugen sich mit den Rittern, aber sie trotzten gegenüber den Fürsten auf ihr reichsunmittelbares Recht, ihre Unabhängigkeit.

Zu diesem wirren Knäuel sich kreuzender Interessen kam die stets wachsende Gegnerschaft gegen das Papsttum. Man darf seinen Blick nicht vor den kulturellen Leistungen der katholischen Kirche verschließen. Als die internationale geistige Macht des Mittelalters hatte sie die Reste der klassischen Kultur nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches herübergerettet. Sie pflegte die Wissenschaften und schönen Künste, wenn sie sie auch wie eine Stiefmutter betraute. Sie stellte den Kaisern und Fürsten die Rechtsgelehrten, Diplomaten und Verwaltungsbeamten. In den Klöstern schuf sie Musterwirtschaften, die die Landwirtschaft mächtig förderten. Sie hatte die Armenpflege in ihrer Hand.

Aber je länger je mehr bildete sich die Kirche zu einem riesigen Ausbeutungsinstitut heraus. Verschwendung, Pracht und sittenloses Treiben der Kirchenfürsten sog den Wohlstand der ganzen Christenheit auf. Dazu kamen die ständigen Kämpfe zwischen geistlicher und weltlicher Macht, die ungeheure Kosten verursachten. Als es dann in Spanien, Frankreich und England gelang, eine starke Zentralgewalt zu schaffen, die der Kirche das Ausbeutungsgebiet erfolgreich streitig machte, als die Geldquelle in Italien infolge der beständigen Kämpfe der Stadtrepubliken mit und gegen ausländische Heere, mit und gegen das Papsttum versiegt, blieb Deutschland die einzige Domäne für die kirchlichen Ausbeutungsgelüste und dieses Gebiet wurde nunmehr auf das tollste gebrandschagt. Neben den kirchlichen Zehnten kamen immer neue, schamlosere indirekte Steuern auf. Mit Fürsten und Bischöfen, die an den Meißbietenden vergeben wurden, trieb die Kirche einen Schacher, der zum Himmel stank, und der nicht wenig zur Stärkung des großen Handelskapitals beitrug, das ihn zum Teil in den Händen hatte. Dazu kam dann die päpstliche Brellerei mit den Reliquien und dem Ablasshandel, dieser ein Kompagniegeschäft zwischen dem Papst und dem Erzbischof von Mainz, dem ewig geldbedürftigen Albrecht von Hohenzollern.

Auf dem gewaltigen Grundbesitz der Kirche aber wurde die feudale Ausbeutung mit derselben Rücksichts- und Gewissenlosigkeit getrieben, wie auf den Domänen der weltlichen Macht. Die Mönche verkamen daher immer mehr in Faulheit, Genuß und Sittenlosigkeit, und die Pfaffen waren im ganzen Volke tief verhaßt, um so mehr als die Buchdruckerkunst der Kirche das Bildungsmonopol aus der Hand gerissen hatte und der antipäpstlichen Propaganda eine scharfe Waffe lieferte.

Mächtig gefördert wurden wirtschaftlicher und geistiger Fortschritt durch die großen Entdeckungen der Zeit. Den Anstoß dazu hatte die Verlegung des Landweges nach dem Orient durch die Türken gegeben. Die in Kleinasien angesiedelten Mönche waren vertrieben worden. Aus ihren Sammlungen erneuerte sich die Bekanntschaft mit der klassischen Kunst der Griechen. Die lebensfreundige Kunst der Renaissance verfeinerte Lebensauffassung und Luxus der höheren Klassen. Die Entdeckung Amerikas erweiterte den Gesichtskreis und gab der Naturwissenschaft einen gewaltigen Anstoß. Die reichen Schätze an Edelmetall, die aus den neuentdeckten Ländern nach Europa strömten, dazu die gesteigerte Ausbeutung der heimischen Erzgruben führten eine scharfe Entwertung des Geldes herbei, die wiederum den allgemeinen Zerlegungsprozeß der Gesellschaft förderte. Das ganze Reich befand sich so in einer gewaltigen Gärung mit stark revolutionären Strömungen, als Luther auftrat. (Schluß folgt.)

Verantwortlich: Frau Ahrens; Druck und Verlag: Verlag der „Arbeiterpolitik“ (Karl Becker); sämtlich in Bremen.

Arbeiterpolitik

2. Jahrg. **Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus.** Nr. 44

Erscheint wöchentlich einmal.
Redaktion u. Expedition:
: Altmunderstraße Nr. 23. :

Bremen, den 3. November 1917

Einzel-Nummer 20 Bfg. Durch die Post bez.: monatlich 84 Bfg., vierteljährlich 2.50 M. o. Bestellschein

Inhalt:

Das Programm der Verständigung	Seite 331
Die Welle der Volkserbitterung in Rußland Die russische Revolution und die französische Presse. Von Henri Guillebeaux, Genf	„ 332
Der Charakter der russischen Revolution von 1905. Von L. Trozky (Schluß)	„ 334
Aus unserm politischen Tagebuch	„ 335
Feuilleton: Vor 400 Jahren. (Schluß)	„ 336
Was ich denken werde? Von J. Turgeneff	„ 337
„	„ 338

Das Programm der Verständigung.

Stockholm ist heute eine Episode, die vollkommen der Vergangenheit angehört. All die Hoffnungen, die sich an den Namen Stockholm klammerten, die in völliger Verkennung der historischen Kräfte und Möglichkeiten täglich die große Erlösung von dort erwarteten, sind zu Schanden geworden, wie wir es vorausgesagt haben. Neufährig ist die Konferenz gescheitert an der Paßverweigerung für die Abgeordneten der Ententesozialisten. Aber keine Regierung hätte ernstlich auf dieser Weigerung beharren können, wenn ebenso ernstlich der Wille gewesen wäre, die Paße zu erzwingen. Die innere Unmöglichkeit aber, eine Verständigung der Regierungssozialisten aller Lager herbeizuführen, solange die Regierungen selbst zu einer solchen Verständigung nicht bereit waren, stand diesem Willen im Wege, und das Gelüste der Renaudel und Vandervelde in Stockholm durch Entrüstungsreden über Scheidemann und Kompagnie die eigene Reputation aufzufrischen, genügte nicht für eine ernsthafte Machtprobe. Das heißt, solange die Waffen keine Entscheidung gebracht haben, oder innere Nöte nicht zum Nachgeben zwingen, bleiben alle Versuche einer Verständigung der Sozialpatrioten mit dem Ziele einer Verständigung der feindlichen Mächte, aussichtslos. Ebenso aussichtslos sind aber auch alle Friedensprogramme, hinter denen keine Macht steht, und die sich deshalb nur an den guten Willen der Regierungen wenden.

Das gilt ganz besonders von dem Friedensmanifest, das dieser Tage vom holländisch-skandinavischen Komitee herausgegeben wurde und wie die eingefrorenen Waldhornklänge des Münchhausenschen Postillons an die vergessene Melodie von Stockholm erinnert. Selbstverständlich ist das Programm pazifistisch. Insofern haben wir nicht nötig, uns mit ihm auseinanderzusetzen, denn wenn das Komitee pathetisch erklärt, die Ersetzung des Systems der Gewalt durch die Herrschaft des Rechts sei zwar gestern noch eine Utopie gewesen, heute eine Notwendig-

keit, so verwechselt es eine moralische Forderung mit historischem Zwang der Dinge. Ueber die Wirksamkeit moralischer Kräfte im kapitalistischen Konkurrenzkampf sind sich unsere Leser aber vollkommen im Reinen.

Dagegen sind die praktischen Vorschläge von Interesse, weil sie deutlich zeigen, was bei der Arbeit der patriotischen Friedensdoktoren herauskommt. Wir geben den entscheidenden Teil hier wieder:

1. Allgemeine Bedingungen.

Keine Annektionen, d. h. vollständige Räumung aller besetzten Gebiete in Europa und in den Kolonien; Rückgabe dieser Gebiete an den Staat, dem sie vor dem Kriege gehört haben; vollständige Wiederherstellung der politischen Freiheit, des territorialen Besitzstandes und der Unabhängigkeit, die diese Staaten während des Krieges ganz oder zum Teil eingebüßt haben. Im Interesse eines dauernden Friedens schließt die Anwendung dieses Prinzips die Möglichkeit freundschaftlicher Vereinbarungen über Grenzberichtigungen, unter Berücksichtigung des Willens der in Frage kommenden Bevölkerungen keineswegs aus.

Keine Kontributionen. Die Anwendung dieses Grundsatzes schließt nicht den Ersatz von Auflagen und Requisitionen aus, die entgegen den Bestimmungen der Haager Konvention während des Krieges erhoben worden sind.

Wiederherstellung der verwüsteten Gebiete mittels eines internationalen Fonds, wenn diese Intervention im Interesse schwer geschädigter Staaten für notwendig erachtet wird.

Lösung der internationalen Fragen im Sinne der Freiheit der Nationalitäten; internationale Regimenterung der nationalen Autonomie, deren Aufrechterhaltung durch einen internationalen Gerichtshof gesichert werden soll; die aus mehreren Nationalitäten zusammengesetzten Staaten werden in Bundesstaaten umgewandelt, die hauptsächlich von einer bestimmten Nationalität bewohnten Gebiete werden als politisch autonome Distrikte dieser Bundesstaaten konstituiert und ihre nationalen Minderheiten genießen dort kulturelle Freiheit.

Rechtssicherungen für die Arbeiter im Sinne der Beschlüsse von Leeds, Stockholm und Bern.

Allgemeine Amnestie für alle durch Kriegursachen verursachten Verbrechen und Vergehen politischer Natur.

2. Besondere Bedingungen.

Vollständige politische und ökonomische Wiederherstellung Belgiens und kulturelle Autonomie Flanderns und Walloniens. Rückerstattung aller entgegen dem Völkerrecht erhobenen Steuern und Requisitionen.

Lösung der elsass-lothringischen Frage durch eine Volksabstimmung, die innerhalb eines vereinbarten Zeitraumes nach Friedensschluß vorzunehmen ist. Diese Volksabstimmung kann einheitlich